

Wolfszüchterin, Tastenlöwin, Powerpianistin

Hélène Grimaud eröffnete die Saison der Solistenabende

Von Sigfried Schibli

Basel. Die Basler Solistenabende sind von der allenthalben beschworenen Krise der klassischen Musik unberührt. Ihr Saisonauftakt sah jedenfalls einen voll besetzten Musiksaal, und die in einem weissen Hosenanzug auftretende französische Pianistin Hélène Grimaud brauchte ihr klug aufgebautes Programm nicht vor halb leeren Reihen zu absolvieren. Sichtlich animiert spielte sie Mozarts a-Moll-Sonate mit kräftigen Energieschüben im ersten und einem ebenso beherzten Forte im langsamen zweiten Satz. Das war nicht intimes «weibliches Klavierspiel», wie man es klischeehaft von einer Frau erwarten könnte, sondern vollgültige Pianistik.

Für Alban Bergs komplexe einsätzige Klaviersonate brauchte Frau Grimaud Noten als Gedächtnisstütze, aber das tat ihrer Interpretation keinen Abbruch. Sie gliederte das Stück überaus klar, gestaltete das Tempo sehr frei, bald dehnend, bald zusammenraffend. Eine gewinnende, erlebt wirkende Interpretation eines modernen Meisterwerks.

In der Konzertpause wechseln manche Musikerinnen das Kostüm. Frau Grimaud indes wechselte den Flügel und stieg vom neuen auf den älteren Steinway des Stadtcasinos um. Vor die wie im Flug vergehenden «Rumänischen Volkstänze» von Béla Bartók und die beiden Zugaben setzte sie Franz Liszts monumentale h-Moll-Sonate, die ihr überwältigend gelang. Gewiss konnte man da oder dort die lyrischen Farbvalours vermissen, und nicht alle Oktaven klangen sauber. Aber das sind Beckmessereien im Vergleich zum packenden Powerplay und zur souveränen Darstellung der Spannungskurven und Binnenerläufe, zum ekstatischen Sog, den die Pianistin entfachte. Als sie die Fuge in sportivem Tempo anging, mochte man um die Fortsetzung bangen, doch Hélène Grimaud brachte das Jahrhundertstück unbeschadet hinter sich und das Publikum zum Staunen.



Klarsicht. Hélène Grimaud spielte vier kontrastierende Stücke. Foto Mat Hennek

Der Zuschauer als Nichtschwimmer

Das Kollektiv 400asa treibt in «Flow/Wasser» ziellos über die Bühne



Im Fluss. Das Kollektiv 400asa beschäftigt sich mit dem Element Wasser und verliert dabei den Überblick. Foto Linda Suter

Von Julia Voegelin

Basel. Sieben Figuren, verrückt in ihrer Erscheinung, plaudern miteinander, lässig im Publikum sitzend. Der Regisseur hockt dicht bei ihnen, das Notizbüchlein griffbereit. Gelegentlich wirft er Gesprächsfetzen in die nun heftiger diskutierende Runde ein, während das Gespräch der Zuschauer verstummt.

Der improvisierte, hochgestochene Diskurs dreht sich zunächst um das Alleinsein und inwiefern alle zu einer Gruppe dazugehören möchten, ja müssen, denn Alleinsein heisst, den Strom zu verlassen. Und das heisst, man ist auf sich gestellt. Wer will das schon?

Heftige Gesten unterstreichen die Wichtigkeit dieser ersten Unterredung. «Kann sich das Denken selber beobachten?», fragt jemand. Überlegtes Kopfwanken allerseits.

Dann kommt der Bruch, die Stimmen dringen von nun an aus dem Off an unsere Ohren. Der Tonspur folgend, lassen sich die Schauspieler des Kollektivs

400asa durch das Stück «Flow/Wasser» treiben. Dem Publikum wird ungefragt die Rolle des Nichtschwimmers zugeschrieben. Dem Strom folgen? Für uns nicht so einfach.

Atlasgebirge und Wolkenbrecher

Der Stückbeschreibung erklärt: Samuel Schwarz, der Zürcher Regisseur, und seine aus Musikern und Schauspielern bestehende Künstlergruppe haben sich bei der Stückentwicklung von einem sogenannten Mad-Scientist-Projekt inspirieren lassen, bei dem das trockene Atlasgebirge mithilfe eines Cloudbusters (Wolkenbrecher) endlich wieder einmal mit Wasser benetzt werden sollte. Ein interessantes Projekt. Wie dem auch sei, schlau wird man trotzdem nicht daraus.

Umrahmt wird die Idee von einer einfachen Handlung, die ebenso gut hätte gestrichen werden können. Es treffen sich eine Frau und ein Mann. Sie verlieben sich. Ein dritter Mann kommt ins Spiel. Die Frau ist sich nicht mehr

sicher, schwankt hin und her, nimmt aber dann doch den ersten und bekommt ein Kind von ihm.

Diese Handlung spielt sich nicht ab, sondern wir erfahren sie aus den Lautsprechern. Miteinander kommunizieren, das tun die Figuren nicht. Und für uns, die wir auf grünen Kissens am Boden sitzen und wie Kinder das Spiel mit grossen Augen verfolgen, wird es schwierig, aus diesen Sprachsequenzen ein logisches Etwas zu konstruieren.

Mit der Uraufführung von «Flow/Wasser» läutet die Kaserne Basel ihre neue Spielzeit ein. Hier türmt sich ein gewaltiges Gewitter auf, als wollte jemand «Regen machen». Aber der Funke springt einfach nicht über.

So strecken wir unsere gekrümmten Rücken und erinnern uns an die erste Szene, in der jemand sagte: «Ich fühle mich wie eine Brausetablette.» Stimmt genau.

Weitere Vorstellungen: Kaserne, Basel. Do, 27. 9., und Fr, 28. 9., jeweils 20 Uhr. www.kaserne-basel.ch

Freistil

Service public pitoyable

Von Sigfried Schibli

Wer wissen möchte, was eine akustische Geisterbahn ist, sollte regelmässig Sendungen des Schweizer Kulturradios hören. In der Nacht von Dienstag auf Mittwoch war es wieder einmal so weit. Geisterstunde auf DRS 2. Gleichzeitig mit den Mitternachts-Nachrichten klimperte zuerst ein Pianist, dann dudelte ein Kammerensemble klassische Musik.

Gleichzeitig! Auch eine Textansage war dabei, die seltsam mit den Nachrichten aus Politik und Wirtschaft wetteiferte. Akustisches Multitasking. Die Nachrichten, denen ja immer etwas Staats-tragend-Offizielles anhaftet, wurden mit unverbindlicher Musik aus dem «Notturmo»-Archiv unterfüttert. Es war wie in einem Hörstück von John Cage, nur unfreiwillig, ohne Bewusstsein und ohne Absicht.

Niemand merkte es, niemand erklärte es und niemand entschuldigte sich für den peinlichen Lapsus, denn um diese Zeit ist wahrscheinlich gar niemand mehr im Studio, und die Technik macht sich selbstständig wie in der negativen Utopie eines George Orwell. Dann, nach zehn Minuten, fängt das Musikprogramm plötzlich mit einem Stück von John Field von vorne an, mitsamt Ansage. Und ich frage mich, ob man solchen musikbegleiteten Nachrichten noch glauben kann, und ob ein Service public, der so ein Service public pitoyable ist, sein Geld wert ist. sigfried.schibli@baz.ch

Nachrichten

Frühere Version der «Mona Lisa» bald in Genf

Genf. Das Gemälde «Mona Lisa» hat womöglich eine bisher nicht bekannte ältere Schwester. Das Bild soll heute Donnerstag in Genf enthüllt werden. Alessandro Vezzosi, anerkannter Experte für da Vinci und dessen Werk, präsentiert Forschungsergebnisse aus 35 Jahren. Die seit Juli 2011 in Zürich ansässige Mona Lisa Foundation hat nach eigenen Angaben Beweise dafür, dass es «Mona Lisa» von Leonardo da Vinci (1452–1519) seit jeher doppelt gibt – sowohl historische Dokumente als auch Vergleiche und wissenschaftliche Studien. SDA

Universal Music darf EMI kaufen

Brüssel. Auf dem Musikmarkt entsteht ein neuer Riese: Die EU-Kommission hat Universal Music unter Auflagen die Übernahme des Konkurrenten EMI erlaubt. Der gemeinsame Marktanteil liegt laut EU-Wettbewerbskommissar Joaquín Almunia bei knapp unter 40-Prozent in Europa. Damit der neue Gigant nicht zu stark die Preise beeinflussen kann, müssen unter anderem das EMI-Plattenlabel Parlophone und andere Vermögenswerte weltweit verkauft werden, wie die Brüsseler Behörde mitteilte. DPA

Einbaum aus der Jungsteinzeit gefunden

Seekirch. Es ist für Archäologen ein aussergewöhnlicher Fund: Im Gebiet des Unesco-Welterbes Prähistorische Pfahlbauten haben sie ein extrem gut erhaltenes Boot aus der Jungsteinzeit gefunden. Der sechs Meter lange Einbaum habe nur einen Meter tief im Moor des Federseerieds bei Seekirch (Baden-Württemberg) gelegen. DPA

Korrekt

Yael Pieren im Kleinen Literaturhaus; BaZ vom 26.9.

Gestern Mittwoch stellten wir die Basler Jungautorin Yael Pieren und ihren Erstling «Storchenbiss» vor. Leider hat sich beim Hinweis auf ihre Lesung im Kleinen Literaturhaus ein Fehler eingeschlichen. Pieren liest heute Donnerstag, 27. 9., um 19.30 Uhr. Wir entschuldigen uns für das Versehen.

Zwei- bis sechshändige Tastenkombinationen

Die Basler Off Beat Series 2012/2013 ist eröffnet

Von Nick Joyce

Basel. Am Dienstagabend waren die Erwartungen im Musiksaal des Stadtcasinos denkbar hoch. Off-Beat-Veranstalter Urs Blindenbacher hatte seinen Saisonstart nämlich als «Piano Summit» angekündigt, als Gipfeltreffen dreier herausragender Jazzpianisten aus dem Hause des deutschen Spartenlabels ACT Music.

Den Anfang machte Gwilym Simcock. Ohne klaren Blues-Einschlag wirkte das Spiel des Walisers mehr der Klassik verbunden als dem Jazz, nicht zuletzt darum brillierte Simcock mit seiner sicheren Hörerführung. Man fühlte sich in seinen wandernden Akkorden wie verloren, die Melodien wanderten zwar zwischen Simcocks Händen und blieben doch immer erkennbar.

Wendig und dynamisch

Der Deutsche Michael Wolny lehnte sich klarer an die Jazztradition an, überraschte gleichzeitig mit genrefremdem Repertoire: In seiner Bearbeitung klang «This Is Hardcore» der Britpop-Band Pulp, als wäre das bedrohliche Stück von der experimentierfreudigen Rockgruppe Radiohead gekapert wor-

den, «Valse Triste» von Jean Sibelius hörte man die nordische Herkunft an, ohne die orchestrale Fülle des Originals zu vermissen.

Dank seinem ebenso wendigen wie dynamischen Spiel vermochte Iiro Rantala die Solo-Sets der Kollegen zu toppen. Der Isländer durchlief viele Stile zwischen Tango und Minimal-Musik – und lieferte mit einer grossartig mutierten Goldberg-Variation auch noch ein zündendes Argument dafür, Johann Sebastian Bach als frühen Vorläufer des Jazz anzuerkennen.

Anders als Wolny kam Simcock im Duo mit Rantala ins Schwitzen, besser erging es ihm beim abschliessenden Trio nicht: Der Waliser geriet hörbar an seine Grenzen, schmetterte seine rechte Hand auf die Tastatur nieder, so kamen die hohen Töne gar schrill daher. Als Kontrast gab es eine herrlich behutsame Interpretation von Thelonious Monks «Blue Monk» als Zugabe. Simcock, Wolny und Rantala liessen einander viel Platz und schlugen keine Note zu viel an. Das Publikum quittierte diese letzte Meisterleistung mit lautem Applaus und machte die gelichteten Reihen im Raum beinahe vergessen. www.jazzfestivalbasel.ch

Fährmann Nádas

Von Jochen Schmid

Gerade hatte er den Preis der SWR-Bestenliste 2012 erhalten, schon sass er am Dienstagabend im Literaturhaus Basel auf dem Podium. Der ungarische Autor Péter Nádas (69) wird gefeiert für seine «Parallelgeschichten», jenen Roman, der, so das Urteil der Jury, «mit grosser Kraft die deutsche und die ungarische Geschichte des 20. Jahrhunderts verknüpft (...) und in der Kunst des Erzählens ein neues Kapitel aufschlägt, indem sie den Bewusstseins-Roman zum Roman der Sinne und des Körpers erweitert». Katrin Eckert, die Literaturhaus-Chefin, unterstellte Nádas in ihrer Einführung, dass er die Elogen der Buchkritiker wohl gar nicht mehr hören möge, was der Adressat mit einem «Doch, doch» genüsslich konterte.

18 Jahre hat er an dem Buch gearbeitet, da nimmt man den Beifall gerne mit. Dann las er ein paar Seiten aus seinem 1724 Seiten dicken Opus maximum – es ging um eine Taxifahrt durch Budapest –, las auf Deutsch ein aus dem Ungarischen übersetztes Werk eines Ungarn und tat es mit ein paar Holperern und einem unnachahmlichen ungarischen Zungenschlag, der die Betonungen gerne nach hinten zu «lächerlich» oder «hingebungsvoll» verschiebt und dehnt. Faszinierend. «Ein Genuss», so sollte er hinterher sagen,

sei diese Lesung gewesen und die Übersetzung von Christina Viragh sowieso ein grosse Tat. Aber damit sei es nicht mehr sein Buch, meinte Nádas, der Schlingel, weil die Tonalität der Sprache sich mit der Übersetzung wenn auch geringfügig verändert habe: «Meine Musik ist eine andere.» Aber Musik ist sein Buch doch auch auf Deutsch geblieben und klang einem andächtig lauschenden Publikum im voll besetzten Literaturhaus wohl in den Ohren, eine Sprachmelodie der Gefühls- und Geschichts- und Körperbeschreibungen in allen erdenklichen Tonlagen; Loblieder auf Körpersäfte und fette Sossen inklusive. Schliesslich erzählte Nádas, der bekanntlich nach einem Herzstillstand eine Nahtod-Erfahrung gemacht (und in «Der eigene Tod» beschrieben) hat, vom Kosmos seiner Welterfahrung, von der Berührung zwischen Geburt und Tod, erzählte davon, wie wenig sich das Leben chronologisch-kausal erklären lasse, sondern ganz andere, unmerkliche Wirkungskräfte entfalte. Und wie er sich den Figuren und Gegenständen seiner Romane näherte. «Ich bin ein Fährmann zwischen den Kontinenten der Realität und der Phantasie», meinte er, «der niemals einen Anker wirft». Das sei sein Beruf und es klang doch wie: seine Berufung. Im November, aus Anlass der BuchBasel, nimmt der Fährmann wieder Kurs auf diese Stadt.